



Feierabend



Was wird aus Gorgo?

Von Agnes Abel.

Als sie ihn zum ersten Mal auf den Armen schaukelte, seinen gequetschten, geröteten Daumen anblasend, tröstliche Grimassen schneidend, war Gorgo vier Jahre alt und schenkte ihr sofort beseligt sein kleines Jungenberg.

Den Namen „Gorgo“ hatte er sich selbst in den Monaten erster Sprachversuche zugelegt. Daß er in Wahrheit Georg Meinel hieß, kündete seither nur noch ein dickes Altknäckchen; es ruhte wohlverwahrt im Jugendamt seiner mitteldeutschen Vaterstadt und setzte immer neue Jahresringe an. Denn Gorgo war mit seinen vier Lebensjahren das, was man einen „typischen Fürsorgefall“ nennt, und wenn vorher von einer „Vaterstadt“ die Rede war, so ist dieser Ausdruck bestenfalls symbolisch aufzufassen. Gorgo hatte seinen Vater nie gekannt, und auch die Kindesmutter wußte laut Protokoll nichts anderes über ihn auszusagen, als daß er in der Kneipenwelt „Max“ hieß und seit geraumer Weile unauffindbar sei.

Die „neue Tante“, der sich Gorgos Zärtlichkeit in der ersten Stunde des Kennenlernens so stürmisch zuwandte, war als ehrenamtliche Helferin der Arbeiterwohlfahrt zur Schulaufsicht für Georg Meinel bestellt worden. Als sie — es war im Sommer 1932 — am Schreibtisch ihres möblierten Zimmers saß, in die Akten M 1048 vertieft, wehte ihr von jedem Blatt ein Stück Kinderschiedsal entgegen, so dunkel, so bejammernd, daß sich ein beklemmender Schatten über die Behaglichkeit der Junggesellinnenstube zu breiten schien.

Das letzte Blatt sank raschelnd zu den übrigen.

2., den 18. Juli. 1932.

1. Die Schulaufsicht ist der Arbeiterwohlfahrt zu übertragen.

2. Ueberreichung der Akten zur Einsichtnahme — unter Rückgabe — an die Arbeiterwohlfahrt.

Jugendamt.

Lisa Möring lehnte sich in den Stuhl zurück, schloß die Augen und hielt etwa folgende stumme Ansprache an ihren neuen Schützling: „Kleiner Georg, vaterlos bist du und deine Mutter hat sich nie um dich gekümmert. Durch sechs Pflegerstellen bist du gestochen worden. Die eine Ziehmutter vernachlässigte, die andre schlug dich, die

eine bekam ein eignes Kind und mochte dich nicht behalten, die andre ging mit ihrem Mann außer Landes, die eine trank, die andre erwies sich als „ungeeignet“, Not trieb sie dazu, ihren Leib zu verkaufen. Kleiner Georg, was magst du seit dem Tage, da die schützende Sauberkeit der Säuglingsklinik aus deinem Leben schwand, alles gesehen und gehört, wie wenig Zärtlichkeit magst du empfangen, wieviele hilflose Tränen ungetröstet geweint haben? Morgen soll ich dich sehen. Werde ich dir helfen können?

Und am andern Tage, als die Pforten des Korrespondenzbüros, in dem Lisa Möring als Uebersetzerin arbeitete, sich hinter ihr geschlossen hatten, schlenderte sie durch die winkligen Gassen der Altstadt. Spitze Giebel, malerische Kagentreppen, dumper Brodem und Gestank. Schöne Gegend für schaulustige Globetrotter, Seuchenhölle für die armen Teufel, die hier wohnen mußten. Frauenstraße 3. Ein schmaler, sonnenloser Hof, ein Hinterhaus, ein zweiter Hof, nicht schöner als der erste, vier Treppen aufwärts, Franziska Liebau, bitte recht stark läuten. Armlautgeruch schlug der Besucherin entgegen, ein Gemisch von Feuchtigkeit, Moder und Seifenlauge. Frau Liebau drehte mürrisch die Ausweislarke durch die Finger, die Lisa ihr reichte. In den harten Augen stand: „Du bist auch so eine, die schnüffeln kommt und nichts von unserm Proletenleben weiß. Von dreißig Mark Ziehgeld im Monat kann man keine seidenen Windeln kaufen. Wenn das Wasser von den Wohnungswänden läuft, soll der Teufel ein Kind vorm Schnupfen bewahren. Aber was weißt du davon?“

Eine Tür klappt auf, ein helles Märchen empfängt die „Dame vom Amt“ — und dann kniet Lisa vor dem Buben. Der scheint nicht überrascht, fremde Tanten sind ihm nichts Neues; alle Begrüßungszeremonien beiseite lassend, hält er ihr anlagend ein wundres Fingerring entgegen. Da fühlt sich Lisa mit einemmal von Zärtlichkeit so überflutet, daß sie den kleinen Burschen mit dem spärlichen rotblonden Schopf, mit den runden blauen Augen, mit der winzigen Nase und den unwahrscheinlich zierlichen Gliedern wie einen verflügeln Vogel in beide Hände bergen möchte. Sie hebt ihn empor, strei-

chelt, tröstet ihn und bringt ihn endlich durch einen leis geträllerten Kinderreim zum Lachen, zum Krähen, zum Jauchzen.

„Alle böse Fliege
stach die kleine Ziege,
tat der Ziege 's Schwänzel weh,
jahre sie kläglich mäh, mäh, mäh!“

Und „Mäh, mäh, mäh!“ öfzt Gorgo angestrengt nach. „Mäh, mäh, mäh!“ hört ihn Lisa nachrufen, als sie schon wieder über den grauen Hof der Straße zweift.

Daheim wird sie das Bild des Jungen nicht los, seine anschmiegende Zärtlichkeit, das schrankenlose Vertrauen, mit dem er seinen wunden Finger in ihre Hand legte, sein Weinen, sein Lachen. Bläß ist er, schwächlich, gezeichnet vom Elend schon heute. Den müßte man zu sich nehmen, denkt sie, dem müßte man ein Zuhause geben. Aber sie schiebt alle aufkeimenden Wünsche von sich. Er ist nicht ihr einziger „Fall“. Abends, wenn der anstrengende Dienst im Büro vorüber ist, läuft sie manche Stunde von Tür zu Tür, von Proletarierwohnung zu Proletarierwohnung, von der kranken Mutter Keller zum Fürsorgezögling Kurt, der durch seine Anstaltszeit nicht „gebessert“, sondern verbittert wurde, von der kleinen tuberkulösen Grete Brand zum Arbeitslosen und Trinker Hasselring. Das Mißtrauen, das ihr im Anfang überall entgegen schlug, hat sie besiegt. Langsam haben die Schützlinge begriffen, daß die Arbeiterwohlfahrt, von der Lisa Möring ausgeschickt wurde, kein seelenloser amtlicher Apparat ist, sondern ein Hilfswerk, von Armen für Arme geschaffen, daß die Helfer, die ohne Bezahlung dienen, wohl auch materielle Hilfe, vor allem aber menschliche Anteilnahme bringen.

Wieder taucht Gorgo in Lisas Gedanken auf. Soll sie keinesweges, soll sie, um ihm, dem einen zu helfen, all die andern vernachlässigen, enttäuschen, beiseite schieben?

Die Wirtin bringt den Tee, stellt das Tablett auf den runden, behäbigen Tisch, das Lampenlicht läßt die Flüssigkeit goldgelb aufleuchten. Lisas Finger spielen gedankenlos mit dem Köffel. „Frau Zimmermann, wenn wir nun einen kleinen Buben 'ns Haus kriegen — vier Jahre alt, glauben Sie, wir könnten ihn großziehen?“ Die alte

weißhaarige Frau mit der sauberen blauen Schürze steht rasch von der Leckanne auf: „Na, bestimmt! Gut sollt' er's haben. Aber warum gleich so'n großen? Möchten's sich nicht selbst einen anschaffen, Fräulein Lisa?“ Lisa lacht: „Warum selbst? Kaufen genug herum, die keine Eltern haben.“

Später, als sie wieder allein ist, schilt sie sich eine Phantastin. Und wird doch heut, am nächsten Tag, bei der Arbeit, beim Lesen den Gedanken an Gorgo nicht los. Am Samstag hockt sie wieder bei ihm auf dem Boden, lehrt ihn das Kaninchenspiel. „Wackelt mit den Ohren, zieht das Mäulchen krumm . . .“ Beide geben sich große Mühe, recht hasenhaft echt umherzuhopfen, und Gorgo blüht auf. So hat noch niemand mit ihm gespielt. Wohl hatte er Kameraden. Lisa lernt mit der Zeit all ihre Namen kennen. Mohrle, den Pudel mit dem Wuschelschwanz, Titi, den Kanarienvogel, der Zucker vom angefeuchteten Zeigefinger pickte. Ena, das Baby der fünften Ziehmutter, das starb, noch ehe es laufen konnte. Aber immer, wenn Gorgo irgendein Kind oder Tier, irgendeinen Baum oder Spielplatz lieb gewonnen hatte, mußte er fort. Die Tanten vom Amt holten ihn und trugen ihn weg, wo anders hin, wo er sich fremd fühlte und sich fürchten mußte. Gorgo ist ein einziges Bündel aufgespeicherter, fehnüchziger Zärtlichkeit. Lisa kommt immer häufiger zu ihm, erst einmal, dann zweimal in der Woche, dann beinahe jeden Tag. Er sieht sie fast immer vom Fenster aus und schreit, sobald sie über'n Hof kommt, mit feinem: „Tante Lida!“ das ganze Haus munter.

(Fortsetzung folgt.)

Steinzeitmenschen im Muschelgehäuse.

In den anamitischen Provinzen Nghe-an und Hatinh findet man merkwürdige Ablagerungen von Gehäusen von Weichtieren. Horizontal übereinandergelagert haften sie ohne ein besonderes Bindemittel fest zusammen. Von weitem gesehen, wirkt das Ganze wie ein riesiges Gebilde aus Blätterteig. Auch in den Haufen zerbrochener Muschelgehäuse sind die einzelnen Stücke horizontal geschichtet. Keine dieser Muscheln zeigt aber Spuren der Einwirkung von Wasser. Im Jahre 1929 entdeckte der französische Archäologe Pajot in Cau-Siat in mehreren Lagern dieser Muscheln sogar ein ganzes vorgezeichnetes Mobilar, bestehend aus allerlei Steinwerkzeugen, Steinmehlstein und verkohlten Muscheln, daneben menschliche Skelette, von denen eins Spuren von Uebermalungen mit Ocker gelb zeigte. „Die Existenz dieser Gegenstände im dichten Buschwerk erscheint fast unerklärlich,“ schreibt die französische Archäologin Colani, die im Jahre 1932 den Auftrag erhielt, diese Funde näher zu studieren. „In zwölf Lagern nahm ich methodische Untersuchungen vor. Ueberall stieß ich auf Spuren der Anwesenheit des Menschen, wie Stücke von Holzstöße und keramischen Gegenständen. Er hat auch diese Muscheln nacheinander zusammengetragen. Die Hypothese einer natürlichen Bildung scheidet für diese Muschel-lager also aus.“ Aus der Untersuchung ergibt sich ferner, daß zwanzig größere und kleinere Lager von Muscheln über ein Gebiet von 100 Kilometern verbreitet sind, und daß die Mitwirkung des Menschen bei der Bildung dieser Lager außer Zweifel steht. Alle diese

Bruchstücke stammen aus der Steinzeit. Die in Frage kommenden Lager von Weichtiermuscheln finden sich am Strand ehemaliger Buchten oder des Hauptlaufs von Flüssen, die heute verschwunden sind. Die Ansiedlung des Menschen bestimmte als Hauptmoment die Aussicht auf Ernährung in diesen Brackwassern. Schwieriger war die Lösung der Woh-

nungsfrage. Denn auf dem salzigen Terrain wuchsen nur spärlich kümmerliche Pflanzen, die nur als Heizmaterial in Frage kamen. Steine fehlten oder waren schwer zu bearbeiten. So sah man sich ganz naturgemäß bei der Errichtung von Wohnstätten auf die Gehäuse der vorgefundenen Muscheltiere angewiesen, die als Ziegel dienen mußten.

Die Gamariterbrigade der Affen

Ein Urwalderebnis auf Java.

Ich war wieder einmal bei meinem Freunde auf dessen Pflanzung im Innern Javas zu Besuch. Nach Kreuz- und Quertagen durch die Kaffee- und Kakaopflanzungen kamen wir an den Rand des Urwaldes.

Als wir im Schatten der ersten Bäume des Urwaldes Rast machten, erzählte der Hauptaufseher von den Unannehmlichkeiten, welche die im Wald in großer Zahl lebenden Affen bereiteten. Anscheinend waren die Affen darüber ungehalten, daß der Wald wieder ein Stück zurückgeschoben wurde, weil sie sich dadurch in ihrer Freiheit bedroht fühlten. Es kam daher wiederholt vor, daß sie eben angepflanzte junge Kaffee- oder Kakaoträucher aus dem Boden rissen und ähnlichen Unfug in der Pflanzung trieben. Man hatte deshalb schon öfter, wenn man abends nachhause ging, am Saum des Waldes Schüsse in die Luft abgegeben, um den Tieren Furcht einzujagen, doch hatte dies nichts genützt. Es ereignete sich in der letzten Zeit sogar, daß die Affen auf den Bäumen am Waldestrand bereits erschienen und ein wildes Geschrei erhoben, wenn die Arbeiter noch beschäftigt waren.

Nachdem die Arbeit für den nächsten Tag besprochen war, warteten wir noch eine Weile auf das Kommen der Affen. Aber nichts zeigte sich. Nun begaben wir uns mit dem Hauptaufseher in sein mitten in der Pflanzung gelegenes Büro. Kaum waren wir dort, hörten wir plötzlich ein herausforderndes Geheul. Der Hauptaufseher ging hinaus und schoß sein Gewehr mehrere Male ab. Darauf wurde das Geschrei noch heftiger. Wir alle machten uns noch einmal auf den Weg zum Waldestrand, um zu sehen, ob die Tiere sich bei unserem Anblick zurückziehen würden. Doch davon war keine Rede. Sie blieben, wo sie waren, und schrien uns wütend an. Wer weiß, was sie in ihrer Affensprache sagten.

Dicht am Wald schoß der Hauptaufseher noch einige Male, ohne dadurch die Affen zu verschrecken. Das machte den Mann so böse, daß er auf einen Affen zielte und ihn auch traf. Das Tier fiel vom Baum und begann in

schrecklich klagendem Ton zu jammern. Es war, als ob ein Kind aus allen Kräften heulte. Die anderen Affen verschwanden blitschnell und ließen ihren Gefährten im Stich. Wir hatten Mitleid mit dem verwundeten Tier und gingen zur Stelle, wo es gefallen war, fanden es jedoch nicht und hörten auch nichts mehr. Der Affe hatte sich irgendwo unter Sträuchern versteckt. Da er nicht geflüchtet sein konnte, blieben wir, nachdem wir ein Stückchen zurückgegangen waren, stehen, in der Hoffnung, daß das Tier sich wieder durch Jammern bemerkbar machen würde.

Da gewahrten wir eine Anzahl Affen, die zurückgekommen waren. Neugierig, was folgen würde, duckten wir uns rasch hinter Sträuchern und lugten hin. Die Affen näherten sich der Stelle, wo wir den Verwundeten gesucht hatten und bald fanden sie ihren Kameraden. Was wir dann sahen, grenzt ans Unglaubliche. Einige Tiere hatten Blätter in den Händen, die sie auf die Wunde des Angehörigen legten und hierauf mit Lianen und Gräsern festbanden. Sobald sie mit dem Verbinden fertig waren, nahmen sie den Verwundeten zwischen sich und trugen ihn weg. Vorsichtig glug es auf die Bäume hinauf und über die Äste in den Wald hinein. Diese Vorgänge machten einen tiefen Eindruck auf uns, besonders aber das menschliche Schreien des getroffenen Affen. Dessen Jammern werde ich nie vergessen. Wiederholt schon hatten mir Leute gesagt, daß sie das Wehgeschrei von Affen nicht vertragen. Ein Mann, der einen Affen angeschossen hatte, erklärte mir, er würde unter keinen Umständen mehr je wieder auf Affen schießen. Es war dies ein Soldat, der auf Atjeh gekämpft hatte und durchaus nicht zimperlich war, aber stets, wenn er an das kindliche Geheul des getroffenen Tieres dachte, eine Gänsehaut bekam.

Zeit diesem Zwischenfall zeigten die Affen sich nicht mehr am Rand des Waldes. Das Schießen in die Luft hatte sie nicht abgeschreckt, aber nach dem einer von ihnen getroffen worden war, wußten sie, daß Gefahr drohte und blieben fern. Louis Decker.

Ein lebend gebärender Baum.

Es hat immer als besonderer Vorzug der Säugetiere gegolten, daß sie eine Nachkommenschaft besitzen, die nicht erst aus Eiern ausgebrütet zu werden oder eine komplizierte Verwandlung durchzumachen braucht, um die Form der Eltern zu erlangen. Demgemäß gilt es bei allen übrigen Arten der Tierwelt als etwas ganz Außerordentliches, wenn sie auf diesem direkten Wege ausnahmsweise Junge zur Welt bringen. Von den Pflanzen aber nimmt man ohne weiteres an, daß das Schema des erst nach einiger Zeit keimenden Samens niemals durchbrochen wird.

Doch auch hier gibt es Ausnahmen, die zwar vereinzelt, aber stets von einer besonderen

Notwendigkeit hervorgerufen sind. Am besten läßt sich das vielleicht an den Mangrovebäumen erkennen, die jedem Tropenbesucher als charakteristische Uferbäume an den flachen Meeresküsten Amerikas, Afrikas und des polynesischen Inselarchipels bekannt sind. Ueberall bilden die mächtigen, auf einem dichten Gewirr von Stelzenwurzeln stehenden Stämme oft stundenweit ausgedehnte Sümpfe, die überhaupt nur auf diesen oft mannsdicken Wurzeln betreten werden können. Nur durch mühseliges Klettern in der steten Gefahr abzustürzen, gelingt es, in der düsteren Halbdämmerung vorwärts zu kommen, die von zahllosen blutgierigen Insekten belebt zu sein pflegt. Bei Ebbe liegt der Grund leidlich trocken, bei Flut dagegen ist er weit landeinwärts von Meeresflut erfüllt.

Dies ist zugleich die unbedingte Notwendigkeit für den Baum, sich an die Viviparie — so

Die Erde.

Es rief eine Stimme aus dem All:
V a t e r l a n d !

Da sammelten sich auf der Erde
Hundert schwarze Klumpen

Und schrien in hundert Sprachen: Hier —
Die Stimme rief laut zum andernmal:
M u t t e r l a n d !

Da sammelten sich auf Erden
Wiederum hundert schwarze Klumpen
Und schrien in hundert Sprachen durcheinander:
Hier! —

Die Stimme aber rief gewaltig zum drittenmal
Und stand eine ahnende Angst hinter ihr:
M e n s c h e n l a n d !

Da war keine Antwort.
Hermann Claudius.

nennt die Wissenschaft den ganzen merkwürdigen Vorgang — anzupassen. Da unter allen Umständen die den Johannisbrotfrüchten nicht unähnlichen Schoten in das Meerwasser fallen, so sind sie schon als Embryo aus dieses, sonst allen Keimlingen unbedingt schädliche Bad eingerichtet. Es behindert sie also in keiner Weise, wenn die Salzflut sie drei bis vier Monate lang mit sich trägt, um sie schließlich dann doch an einem Küstenbaum anzuspülen.

Trotzdem scheint die Möglichkeit einer solchen Reise als das ungünstigste betrachtet zu werden, was das Schicksal über sie verhängen kann. Viel häufiger muß offenbar damit gerechnet werden, daß zur Zeit der Ebbe das Niederfallen auf einem zwar feuchten, aber doch nicht überfluteten Boden erfolgt; dann aber besteht die große Gefahr, daß die nächste Flut das hilflose Ding mit sich führt, und daß es viel später und vielleicht erst unter ungünstigeren Verhältnissen zum Anwurzeln gelangt. Dem wird auf zweierlei Weise vorgebeugt. Einmal ist es schon eine Frucht, die da unten ankommt, sondern nicht ein fertiger, kleiner Keimling, dessen Wurzeln bereits oben auf dem Zweig aus der durchbrochenen Fruchtschale geschlüpft ist, während die Keimblätter noch in ihr stecken, um der wichtigen Aufsaugung des Nährgewebes zu obliegen. Bis zu 60 Zentimeter kann diese Wurzel nach oben in der Höhe heranwachsen; aber auch, wenn sie noch kleiner ist, besitzt sie doch stets ein verdicktes Wurzelsende, das sich mit seinem verstärkten Schwergewicht in den Boden einbohrt. Diese statische Erfindung — so würde man diese Vorrichtung doch sicher bei einem Menschenwerk nennen — verhindert unter allen Umständen, daß der Keimling seitlich oder gar verkehrt auffällt und sich schlecht anwurzeln kann. Doch diese Einrichtung ist nicht das einzig Bewundernswerte an dem kleinen Ding. Es gibt Arten, die sich nicht nur durch schnell geriebene Seitenwurzeln festhalten, sondern die sogar steife Borsten und Oberflächennerven besitzen, die es nicht zulassen, daß das junge Pflänzchen weggeschwemmt werden kann.

Mit dieser ganzen Fülle von Vorrichtungen, mit der Durchbrechung der sonst von fast allen Pflanzen starr festgehaltenen Art der Keimung erreicht die junge Mangrove es tatsächlich, daß ihr weder Meerwasser noch Fluß und Ebbe, sogar allenfalls nicht einmal eine größere Reise nach der nächsten Küste schadet. Damit erkämpfte sie sich aber innerhalb des ihr zugesagten Klimas ein Gebiet, das noch immer wächst und in dem sie die absolute, von ebenbürtigen Feinden kaum verfolgte Herrscherin ist.

Dr. R. S. France

Väterliche Weisheit.

Von Josef Jahoda.

„Schönheit ist wie eine farbige Blume, die am Morgen aufblüht und am Abend verwelkt.“

Josef betrachtete nachdenklich seine plumpen Röhrenstiefel, als wolle er von den vieredigen Schuhspitzen ablesen, was Vater mit diesen Worten gemeint habe.

„Auch geistlich muß sie nicht sein“, sprach der alte Randauf weiter. „Einer meiner Vettern droben in den Bergen hat eine geistliche Frau geheiratet. Sie pintisierte immer, kaufte sogar eine Porzellanbüchse zum Waschen und hing Organin vor die Fenster. Der Better hat schlecht mit ihr gewirtschaftet und mußte schließlich zehn Joch alten Walbes verkaufen, um die Schulden loszuwerden.“

Josef ist kein redseliger Mensch, er denkt mehr; darum antwortet er dem Vater nicht, sondern überlegt angestrengt, warum wohl der Vater ihm diese richtigen, aber überflüssigen Dinge erzählt.

„Mußt bei einem Frauenzimmer auch an die Innereien denken“, predigte aus der Tiefe seiner Weisheit der weltkundige Randauf. „Manchmal ist ein Mädel wie Milch und Blut, wiehert wie ein dreijähriger Wallach, springt wie eine übermüdete Fiege, aber — taum verheiratet — wessen die Ohren, schrumpft die Brust ein, die Frau fällt vom Fleisch und fängt an zu kränkeln, hat erloschene Augen und — nach einem Jahr ist die Lunge angeschwulst. Dann kannst du den Doktor zahlen und das Begräbnis, wirst von fremden Leuten bestohlen und verlierst eine Menge Geld.“

Jetzt öffnet Josef den Mund, um etwas zu sagen, aber der Vater redet schon wieder:

„Auch mußt du auf die Verwandtschaft der Frau achten“, belehrte er mit überlegener Miene. „Eine große Verwandtschaft bedeutet große Effereien; bei Tausen und bei Kirchweih kommt eine ganze Prozession daher, besetzt das Haus und ist wie ein Regiment Husaren.“

Warnend hebt der Alte den Zeigefinger und sagt drohend: „Berwandte aus Hungersdorf und Glendheim holen sich jeden Tag Rat bei dir und wollen bei jedem Besuch das halbe Haus davontragen. So eine Verwandtschaft ist wie eine Besten.“

Josef gähnt unverschämte. Das alles weiß er längst.

Jetzt räuspert sich der alte Randauf: „Die Vergangenheit der Frau ist unwichtig! Solange nicht vor mir ein Balg oder zwei Bälger brüllen, ist das Mädel Jungfrau. Aus einem Bierkrügel trinken fünfzig Menschen und der ein- und fünfzigste läßt sich das Bier dennoch gut schmecken.“

Josef guckt wieder auf die Spitzen seiner vieredigen Stiefel. Warum wohl der Vater solche Reden hält? Hat er vielleicht ein Mädel für ihn in Aussicht? Das wäre eine böse Geschichte.

„Auch wollt' ich dir sagen, daß du dir kein zu frommes Mädel aussuchen sollst. Hast doch den Krohal aus Poretzschnik gekannt?“

Josef jagt „nein“, er will noch mehr sagen, aber der Alte redet schon wieder:

„Ich kenne ihn“, sagt er mit Nachdruck.

„Fromm war das Weisbild, das sich man sagen. Sie brachte mehr Heiligenbilder als Gulden ins Haus, errichtete in der Stube einen ganzen Altar mit Kerzen und Papierblumen, und sobald der Schuster im Dorf den Glockenstrang zieht, kniet sie hin und betet. Der Krohal aber wächt indessen das Geschirr, wiegt das Kind und paßt auf, daß die Milch am Herd nicht davonläuft. Sie läßt keine Prozession aus, ist tagelang auf Wallfahrt unterwegs, und der Krohal kann einseitigen das Haus hüten, Dünger aufladen, lochen und Geschirr waschen. Deshalb: nur keine Frommel! Ein Vaterunser im Tag genügt.“

Josef ist schon sehr ärgerlich. Da kommt man nach zweijähriger Abwesenheit einmal heim, läßt sich die Reise einen Batzen Geld kosten, will erzählen, wie es einem ergangen ist in der Welt und darf den Mund nicht aufmachen, weil der Vater überflüssiges Zeug schwätzen will. Deshalb springt Josef auf und brüllt:

„Warum erzählt ihr mir das alles, Vater?“

Der Alte stellt sich breispurig hin, hebt den Finger und brüllt väterlich zurück: „Damit du nicht hereinfällst, wenn du mal heiratest!“

„Ach — — — ich — — — ach was, ich bin ja schon ein Jahr verheiratet, aber ihr laßt einen ja nicht zu Worte kommen!“

Was mancher nicht weiß.

Im Jahre 1932 ereigneten sich in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 187 Fälle der Lynchjustiz. In 166 Fällen wurden Neger, die beschuldigt waren, sich an weißen Frauen vergangen zu haben, aus den Gefängnissen geholt bzw. auf frischer Tat ertrapp und teilweise grausam hingerichtet. In 18 Fällen wurden Weiße, die ihnen unterstellt waren, mißhandelt hatten (meistens in den südlichen Agrarstaaten) von Negern erschlagen. Ein großes amerikanisches Blatt stellt fest, daß die Zahl der Fälle von Lynchjustiz gegenüber dem Jahre 1931 um mehr als 40 Prozent zugenommen hat und nur hinter der Blütezeit des Ku Klux Klan zurückbleibt. Das Blatt fordert, daß behördlicherseits mit aller Energie gegen die „Lynch-Verbrecher“ vorgegangen wird, die nichts anderes als gemeine Mörder sind.

In einer kleinen schottischen Stadt wurde von den Stadtvätern beschloffen, bestimmte Straßen in den Abendstunden für Automobile

zu sperren. Als Grund wurde angegeben, daß durch die Scheinwerfer die vielen dort prominenten Liebespaare gestört würden.

Die Statistik der Vereinigten Staaten gibt an, daß dort in jedem Jahr mehr als 50.000 Kinder unter sechzehn Jahren weite Reisen allein unternehmen, viele sogar nach dem Ausland.

In China iraten um das Jahr 100 vor unserer Zeitrechnung Schwindler auf, die behaupteten, aus Quecksilber Gold machen zu können. Aber als Grundmetall brauchten sie Gold und Silber. Man gab ihnen diese Metalle, die sie aber in so großen Mengen vergeden, daß eine Geldknappheit im Lande entstand. Man mußte Banknoten ausgeben, die anfangs aus Leder bestanden, später aber aus Papierscheinen.

Die gierigsten Raubtiere gibt es unter den Fischen. Deutsche Fischer fingen vor einiger Zeit einen Dorich, der 80 Zentimeter lang war und in seinem Magen zwölf Fische von etwa 20 Zentimeter Länge hatte.

Die Iwergeböller-Mittelfraß jagten noch heutzutage mit Pfeilen, die mit verwestem Menschenfleisch vergiftet sind. Mit diesen Waffen können sie aus ihrem Versteck selbst Elefanten erlegen. Da die Pfeile lautlos sind und keinen großen Schmerz verursachen, werden die Opfer nicht verfolgt, sondern werden ruhig weiter, bis sie umfallen.

Das älteste Arzneibuch der Welt ist eine alte ägyptische Papyrusrolle, die wahrscheinlich um das Jahr 2800 vor unserer Zeitrechnung von einem Hofchirurgen verfaßt wurde. Der Verfasser behandelte 48 verschiedene Krankheiten mit chirurgischen Eingriffen. Man ersieht daraus, daß die damalige Zeit schon über das menschliche Gehirn, die Mundinfektion, Zahnungen u. dgl. gut Bescheid wußte.

Auf Korea ist es nicht so einfach, zu einer Frau zu kommen. Dort darf sich nämlich ein junger Mann nicht mit einer Frau verheiraten, die der gleichen Sippe angehört wie er selber. Und es gibt dort nicht weniger als 150 Sippen. Auch wenn er eine Frau findet, die einen anderen Namen trägt, sind noch Schwierigkeiten da; dann muß nämlich ein Sterndentur gefragt werden, ob die Verbindung günstig ist, und wenn dieser Nein sagt, wird aus der Heirat nichts.

Die Feuerländer des südlichen Amerikas verheiraten sich meist aus dem Grunde, weil die Frauen zum Rudern der Boote gebraucht werden. Die Feuerländer sind Wassernomaden, und fahren in ihren primitiven Rindenbooten umher, in denen sie wohnen. Wenn ein Feuerländer seine kleine Flotte um ein Boot bereichert, muß er auch eine neue Frau haben, die es rudert.

Eine der prächtigsten Palmen ist die Raridenala auf Ceylon und den Inseln östlich von Afrika. Abgesehen von ihrer dekorativen Wirkung ist die Palme aber auch sehr nützlich, denn ihre bis 6 Meter langen Blätter werden zum Hüttenbau verwandt, während die jungen, frischen Blätter als Tassen, Teller oder Badpapier benutzt werden. Das Regenwasser, das sich in den Blattscheiden ansammelt und sich hier längere Zeit frisch hält, hat schon manchen Reisenden erquickt, deshalb hat man der Palme auch den Namen „Baum der Reisenden“ gegeben.

Auf Neuseeland ist noch nie das Vorkommen einer Schlange, eines Frosches oder einer Eidechse beobachtet worden.

Schlotisches, sehr Schlotisches.

Sandy hat Sorgen. Es wird höchste Zeit, daß sein großer Acker umgepflügt wird. Schließlich hat er einen Einfall. Er geht am Abend ins Wirtshaus seines Ortes und erzählt so nebenbei, daß er beim Acker ein paar Mal hintereinander wertvolle, alte Goldmünzen gefunden habe. Vielleicht, daß da auf seinem Grund und Boden ein alter Schatz vergraben sei.

Am nächsten Morgen war sein Feld um und um gepflügt.

Frau Mac Pherson ist schlechter Laune. „Was hast du denn, Schätzchen?“ fragt Sandy besorgt.

„Da zwingt einem die Mode Seidenstrümpfe für zwei Mark zu kaufen und zeigen tut man davon höchstens für fünfzig Pfennig.“

Drei Schotten sitzen in der Kirche. Als der Küster mit dem Klingelbeutel herumgeht,

sehen sie sich entsetzt an. Dann hat einer einen Einfall. —

Er fällt in Ohnmacht — die beiden andern tragen ihn hinaus. . .

Sandy kommt trällernd nach Hause. „Du bist ja so gut ausgelegt heute!“ sagt seine Frau.

„Hab' auch allen Grund dazu,“ lacht Sandy, „fünfundzwanzig Pennys gespart, meine Liebe, weil ich die ganze Strecke hinter der Straßenbahn hergelaufen bin!“

„Dummkopf,“ sagt Frau Sandy, „wärest du hinter einer Autodrosche hergelaufen, hättest du zehn Schilling gespart. . .“

Sandys Laden will nicht recht gehen. Er grübelt nach einem Werbetrick, der beiseite nichts kosten darf und trotzdem einen guten Eindruck macht.

Am nächsten Tag steht in seinem Schaufenster ein Schild:

„Hier werden Briefmarken zum Selbstkostenpreis abgegeben!“

Als Sandy zum Sterben kommt, ruft er die ganze Familie noch einmal an sein Lager. Erschüttert erwartet man seine Abschiedsworte. Sandy sagt: „Daß es keinem von euch Fditen einfällt, den Sargträgern mehr als zehn Penny Trinkgeld zu geben!“

Beiteres.

Telephongespräch. „Hallo, ist dort Herrman Zwiebelfisch & Co.“ — „Jawohl, mein Herr!“ — „Herr Zwiebelfisch persönlich?“ — „Gewiß doch!“ — „Hermann, hier ist Paul. Kaufst Du mir nicht mal fünf Emmchen pumpe?“ — „Bedauere, Herr Zwiebelfisch ist nicht im Hause. Ich will es ihm aber bestellen, wenn er wiederkommt!“

Ungejund. Der Dorfschullehrer besucht eine Kate am Ende des Dorfes, wo eines seiner Schulkinder zu Hause ist, und entdeckt, daß die Schweine und Fühner mit ins Zimmer kommen. „Das ist aber sehr ungejund, lieber Mann, wenn die Tiere mit ins Zimmer kommen!“ — Sagt der Bauer: „Ach, Herr Lehrer, ist nicht so schlimm. Bis jetzt ist mir noch kein Ferkel und kein Fuhm davon kaputt gegangen!“

Der Traum von der Million. Ein Franzose, ein Engländer und ein Schotte unterhalten sich, was jeder tun würde, wenn er eines Morgens aufwachte und entdeckte, daß er eine Million über Nacht verdient hat. Der Franzose erklärte, er würde sich irgendwo zur Ruhe setzen. Der Engländer erklärte, er würde eine Weltreise machen. Der Schotte meinte, er würde sich schleunigst umdrehen, weiter schlafen und sehen, ob er noch eine zweite Million im Schlaf verdienen könnte.

Ländliches. Pilo war ein Stadtkind, und hatte sich in der Sommerfrische in Paul, einem Bauernjohm, verliebt. Geht sie da mit ihm spazieren. Sie begegnen einer Kuh mit ihrem Käibchen, die sich gegenseitig die Nase reiben. Sagt Paul: „Wenn man das so sieht, möchte man es ebenso machen!“ Darauf Pilo: „Dun Sie doch, es ist doch Ihre Kuh!“

Das Schnigel. Gast: „Herr Ober, das Schnigel ist nicht zu essen. Rufen Sie den Wirt!“ — Kellner: „Rufen will ich ihn schon, aber glauben Sie vielleicht, der ist's?“

Rißverständnis. Er: „Es ist etwas an Dir, daß ich ganz besonders schäbe und weshalb ich Dich ganz besonders liebe. . .“ — Sie: „Meine Güte!“ — Er: „Nein, das ja nun nicht gerade, aber. . .“

Kleine Verwechslung. Mr. Westerner aus Kalifornien ist zum ersten Mal in Paris und sieht am Abend den Eiffelturm illuminiert. Sagt er: „So ein Unstun, einen alten Bohrturm zu illuminierten. Dazu wird nun in Europa Geld ausgegeben!“

Zeitgemäße Geschäftsführung. A: „Und wenn der große Sonder-Eröffnungverkauf zu Ende ist, was machen wir dann?“ — B: „Dann machen wir Totalausverkauf wegen Geschäftsaufgabe!“

Schach-Side.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schdnau.

Schachaufgabe Nr. 142.

Von Raimund Schwarz, Klostergrab.

Schwarz: Kc5; De8; Tc8, h7; Lc1; Sb9, f8; Bc6, c3, d7, g5 (11).



Weiß: Kc4; Da5; Tf2, h5; Lc6; Sc5, g3; Bd3, c3 (9).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwettnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 139: Sd1-c3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmid Ferdinand, alle aus Kwitzkau; Peppers Teo, Auperschin; Triltsch Gustav, Wisterschau; Mildorf Adolf, Tischen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schwarz Raimund und Kropf Rudolf, Klostergrab; Petrak Albin, Kulm; Dinnebler Emil, Tetschen; Krampera Alois, Oberleutensdorf; Hleke Josef u. Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Reinert Julius, Nestomitz (die symmetrische Zusammenstellung ist ganz gut, jedoch habe ich keine Verwendung dafür); Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Gube Wenzel, Kaiserswalde; Swoboda Josef, Nechwalitz.

D. E. Tetschen: Besten Dank, erwarte die nächsten 100!

KREISMEISTERSCHAFT IM V. KREIS. ENDRUNDE.

Komotau I schlägt Warnsdorf 4½: 3½ Punkten und wird Kreismeister im Mannschaftskampf für 1933. Zu dem Wettkampf, welcher erstmalig mit Schachuhren ausgestattet wurde, meldeten beide Mannschaftsführer dem Kamprichter Scharoch folgende Aufstellung:

Komotau I.		Warnsdorf	
Brett 1	Gruß ½ ½	Pilz Ant.	4,05 St. Spieldauer
.. 2	Thiel ½ ½	Wünsche	4,00
.. 3	Eberhardt 0 1	Haußner	2,10
.. 4	Sachs 1 0	Feicht	0,55
.. 5	Kfenek 1 0	Dittrich	1,45
.. 6	Cerny 0 1	Riedel	2,15
.. 7	Starek ½ ½	Warzel	5,10
.. 8	Eis 1 0	Pilz Rud.	2,35
		4½: 3½ für Komotau I	

Man muß den Sieg der Komotauer diesmal als einen sehr glücklichen bezeichnen, da ihnen Warnsdorf ein mindestens ebenbürtiger Gegner war. Das soll jedoch keineswegs den Erfolg des Kreismeisters schmälern und wir wünschen ihm im Kampf um die Bundesmeisterschaft den besten Erfolg.

EINZELMEISTERSCHAFT.

Hyna Franz gewann gegen Gruß und Pilz Anton gegen Pristasch. Die Gen. Hyna und Pilz vertraten den V. Kreis zum Sport- und Spieltag in Aussig im Kampf um den Bundeseinzelmeister.